Bunte Welt

Es kann der Beste nicht in Frieden leben . . .

Englische Geistliche haben sich in letzter Zeit öfters darüber beschwert, dass sie so oft Gegenstand schlimmer Verdächtigungen seien. Nun kann der Beste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, wie es im „Tell" heisst. Sass da kürzlich ein wegen seines heiligen Lebenswandels besonders geachteter englischer Bischof auf einer Bank in einem öffentlichen Park, und da er plötzlich von seinem alten „Hexenschuss" befallen wurde, bat er ein kleines Mädchen, ihm beim Aufstehen behilflich zu sein. Als er sich bei ihr bedankte, sagte sie höflich: „Keine Ursache, mein Herr. Ich habe meinem Vater schon oft geholfen, auch wenn er noch viel betrunkener war als Sie!" Schlagfertiger als dieser Kirchenfürst, der nur traurig das Haupt schüttelte, war der bekannte Bischof Stubbs, der eines Tages nach einem reichlichen Diner einem Freunde begegnete, der ihn argwöhnisch ansah und fragte, ob er ihm vielleicht beim Nachhausekommen behilflich sein solle. „Ach, bitte, ja," seufzte der Bischof. „Es ist nur deswegen, weil ich neue Schuhe anhabe, die mir zu eng sind."

Zechgelage zwischen Himmel und Erde

Jeder, der gern einen guten Tropfen liebt, wird ihn sicherlich nicht hastig im Vorbeigehen zu sich nehmen, sondern schön gemächlich im schummrigen Dämmerlicht eines soliden Wirtshauses. Da fühlt man sich behaglich und da trinkt sich's noch mal so gut.

Zwei Dachdecker in Lüneburg waren aber anderer Ansicht. Sie hatten das Dach eines sehr hohen Hauses zu reparieren und wollten sich vor Beginn der Arbeit erst mal richtig „stärken". Das taten sie auch gleich hoch oben, rittlings auf den Dachbalken sitzend. Sie hatten sich eine ganze Batterie „Stärkungsmittel" hinaufgeschafft und fingen an, eine Flasche nach der anderen zu leeren. Es störte sie absolut nicht, weil alle Menschen den seltsamen Zechern zusahen. Was jeder befürchtete, trat auch ziemlich schnell ein. Der eine der Arbeiter verlor infolge des allzureichlichen Alkoholgenusses das Gleichgewicht und stürzte in die Tiefe. Er blieb mit zerschmetterten Gliedern auf dem Strassenpflaster liegen und musste sofort ins Krankenhaus geschafft werden. Der andere hingegen war durch nichts zu bewegen, seinen Platz zu verlassen, der für ihn selbst wegen seines Zustandes äusserst gefährlich war. Als schliesslich die Feuerwehr heranrückte, konnte sie den Mann erst nach heftigem Sträuben herunterholen und in Sicherheit bringen. Ein zweites Mal wird er bestimmt nicht wieder ein Zechgelage in so luftiger Höhe veranstalten, denn man spielt nicht ungestraft mit dem Tode.

Das Denkmal ist die Hauptsache

In der französischen Hafenstadt La Rochelle wird neuerdings wieder die Frage erörtert, ob der Admiral Renaudin und die Besatzung des untergegangenen Schiffes „Vengeur" ein Denkmal erhalten sollen. Dieses Schiff ist am 1. Juni 1794 im Kampf mit der englischen Flotte untergegangen; nach der Legende soll die Besatzung mit ihrem Kapitän an der Spitze unter dem Ruf: „Es lebe die Republik!" in den Fluten versunken sein. Der historischen Forschung hält diese heroische Version jedoch nicht stand. Der Untergang des „Vengeur" spielte sich vielmehr unter folgenden Umständen ab: Im Jahre 1793 herrschte in Westfrankreich grosse Hungersnot. In Brest erwartete man eine Schiffsladung mit Getreide aus Amerika. Der Hafen von Brest war jedoch von der englischen Flotte blockiert. Daher lief ein französisches Kriegsschiff aus, um den aus Amerika erwarteten Getreidedampfer zu decken. Im Kampf mit der englischen Flotte ging der „Vengeur" unter, wobei ein Teil der Besatzung seinen Tod in den Wellen fand, ein anderer aber, darunter der Kapitän Renaudin, gerettet und von Engländern gefangengenommen wurde. Nach seiner Freilassung kehrte Renaudin nach Frankreich zurück. Napoleon ernannte ihn zum Admiral. Renaudin quittierte jedoch wegen Krankheit den Dienst und starb bald darauf. Das ist die wirkliche Geschichte des „Vengeur". Doch die Bürger von La Rochelle wollen davon nichts wissen und verlangen für den Kapitän Renaudin und seine Leute ein Denkmal. Auf diesem Denkmal sollen die letzten Worte der Besatzung stehen; sie sollen also nicht umsonst — erfunden worden sein.

Azteken-Literatur entdeckt

Ein Teil der verlorengegangenen Literatur der Azteken wurde kürzlich von dem kanadischen Gelehrten John Hubert Cornyn aufgefunden, der an der Universität Mexiko als Professor der Sprache und der Literatur der Azteken wirkt. Professor Cornyn hat diese epischen Dichtungen der Azteken ins Englische übersetzt und unter dem Titel „Der Gesang des Quetzalcoatl" herausgegeben. Die Urkunden, die die aztekische Zivilisation betreffen, sind zwar seit langer Zeit verschwunden, doch wurde die Literatur mündlich von einer Generation der anderen vermittelt. Diese mündlichen Ueberlieferungen wurden von Bernardino de Sahagun, einem Franziskanermönch, der im Jahre 1529, acht Jahre nach der spanischen Eroberung, nach Mexiko gekommen war, sorgfältig gesammelt. Die von dem kanadischen Gelehrten entdeckten Dichtungen führen die Götter der Azteken und besonders Quetzalcoatl, den allmächtigen Gott der Luft und der Winde, vor.

Diplomatie

Man kann über Murks denken wie man will, eins steht fest, er ist der grösste Idiot auf Gottes Erdboden.

Aber einmal, da hat Murks doch bewiesen, dass er ein Kerl ist, wie eben in jedem Menschen etwas Gutes steckt, was hie und da zur Oberfläche will.

Und das kam so:

Murks hatte eine Braut, und diese Braut hatte einen Freund. Wollte Murks die Freundschaft der beiden beenden.

Ging also zu dem Freund und sagte zu ihm: „Mein Herr, Sie poussieren mit meiner Braut!"

Der Freund, der einen sehr erheblichen Brustkorb hatte, erhob sich halb und sah Murks an, der in die Knie ging.

Dann nahm er ihn bei den Beinen und wirbelte ihn einige Male probeweise durch die Luft. Dann öffnete er die Tür und liess ihn fallen.

Als Murks sich wieder einige Male auf der Strasse sehen liess, traf er mich und erzählte mir die Sache.

„Ja, sag mal, warum bist du denn zu ihm gegangen?"

„Ja, weisst du, ich will doch meine Braut loswerden."

Na und?"

„Bei ihrem Widerspruchsgeist ist das der einzige Weg, sie loszuwerden."

BERLINER
Volks-Zeitung
Mittwoch, 22. Oktober 1930

ALLE PUPPEN TANZEN

6. Fortsetzung

Roman von RUDOLF REYMER

[Nachdruck verboten]

Seit zwanzig Jahren hauste er in ihr als Einsiedler, der weder ein dienendes Wesen ausser einer täglich auf zwei Stunden erscheinenden Aufwartefrau noch einen Untermieter um sich duldete. Nur Bim und Bam erfüllten während der Schulzeit die grossväterliche Wohnung mit ihrem frischen und lauten Wesen, und Augustus vermisste während der Ferien, die sie auf dem Landsitze ihres Vaters Moritz zubrachten, manchmal die jugendlichen Plagegeister.

Am Tage nach der lebhaften Auseinandersetzung mit seinem Bruder schritt Bert auf der Schattenseite die Kantstrasse entlang. Er hatte die Hände in seine Hosentaschen vergraben, den verwitterten Filzhut aus der Stirn geschoben und hielt den Blick auf den Bürgersteig gesenkt, ganz mit seinen trüben Gedanken und dem beliebten Unterhaltungsspiel beschäftigt, mit jedem Schritt eine Trottoirplatte zu nehmen, ohne die zwischen zwei Steine hinlaufende Linie mit dem Fusse zu berühren. In diesem unschuldigen Zeitvertreib wurde er durch zwei Hände gestört, die seine in die Taschen versenkten Arme festhielten.

„Hallo, Jungs," rief er, Bim und Bam bemerkend, „ist Grossvater zu Hause?"

„Ja," erwiderte Bim, „heute ist Mittwoch. Da füttert er seine Fische."

„Schön," sagte Bert und wollte sich freimachen. „Spielt nur weiter."

Aber so leicht liessen Bim und Bam sich nicht abschütteln. Sie zogen Bert vor das Schaufenster eines Konfitürengeschäfts und zeigten ihm mit grosser Wichtigkeit einen glänzenden Gegenstand, der in einiger Tiefe unter dem in den Boden eingelassenen eisernen Rost lag und der sich bei genauerem Hinsehen als ein Markstück erwies, das ein Fussgänger verloren hatte.

„Hm," sagte Bert, den Fund der Jungens betrachtend, „habt ihr eine Schnur bei euch?"

Jungens haben immer eine Schnur bei sich, und Bim zog die seine aus der Hosentasche.

„Fehlt nur noch ein Blechlöffel," sagte Bert und nahm ein Geldstück heraus, mit dem Bim in eine nahe Eisenhandlung lief, um eine Minute später mit dem gewünschten Küchengegenstand atemlos zurückzukehren.

Bert bog den Löffelstiel aufwärts, befestigte ihn an der Schnur und begann zum Gaudium der Jungens, die Bert mit grösster Bewunderung zusahen, nach dem unter dem Rost liegenden Geld zu angeln.

Es bedurfte grosser Geschicklichkeit und einiger Zeit, während der sich eine ganze Schar Kinder als interessierte Zuschauer einfanden, ehe es Bert gelang, die Münze auf den Löffel zu schieben und unter dem Beifall des Publikums emporzuheben.

„So," sagte Bert nicht ohne Stolz über die vollbrachte Leistung, indem er Bim den gehobenen Schatz zuwarf, „nun geht in den Laden und kauft euch eine Tüte Bonbonabfall oder was ihr sonst gern mögt."

„Onkel Bert ist einfach fabelhaft," äusserte Bim zu seinem Bruder, dem Davoneilenden nachblickend. „So wie er möchte ich später auch werden."

„Er war in Afrika," erklärte Bam der Gemeinde, die die beiden jüngsten Solmsens umstand, „und hat eine Masse Löwen und Elefanten geschossen. Nicht wahr, Bim?"

Sein Bruder nickte nur mit selbstverständlicher Ueberlegenheit, als käme ein gut Teil des Verdienstes an Berts Jagdglück auf sein Konto.

Die Mienen der Zuhörer zeigten gläubige Bewunderung. Einem Manne, der mit einem verbogenen Löffel ein Markstück aus dem Kellergeschoss heraufzuangeln vermochte, war auch jede andere Heldentat ohne weiteres zuzutrauen.

Onkel Augustus, der auf Berts Klingelzeichen selbst öffnete, trug eine dunkelbraune Samtjacke und bequeme Lederpumps. Er führte seinen Neffen in einen grossen trotz des Tageslichtes halbdunklen Raum, von dessen Wänden grünliche Lichtquellen einen magischen Schimmer ausstrahlten. Allmählich gewöhnte sich Bert an die eigenartige Beleuchtung und nahm die in die Holzverkleidung eingelassenen Glasbehälter wahr, in denen zwischen langfädigen Algen und zartgefiederten Schlinggewächsen die silbernen Scheiben und kupfernen Lanzetten seltsamer Meeresbewohner die glasklare Flut durchschwebten. Purpurschnecken glitten träge an den glatten Wänden entlang, Perlenschnüre von Luftblasen stiegen vom feinsandigen Grunde empor. Eine warzenbeinige Seespinne stelzte über das braune Gestein des Miniaturmeeresgrundes. Herden winziger Seenadeln weideten in den Gefilden unterseeischer Tanzwiesen. Berts Augen liefen von den Wundern der schweigenden Tiefe hinüber zu dem Hüter des seltsamen Reiches und bemerkten dessen auffällige Verwandtschaft mit den Bewohnern des Meeres. Die starren Glotzaugen des guten Augustus schienen dem Dickkopf eines Kabeljaus oder eines Hundsfisches anzugehören, der breite Mund erinnerte an das Maul eines steinalten Karpfens, der herabhängende Schnauzbart glich den grauen Bartfäden des Welses. So mochte Neptun, der gewiss auch schwerhörig war, ausschauen, wenn er, auf den Dreizack gestützt, dem Tanz der Nereustöchter zusah. Noch niemals war Bert das Alter seines Onkels so deutlich geworden. Die Geschichte, die er in seiner Kindheit andeutungsweise aufgeschnappt hatte, kam ihm dunkel in den Sinn. Die zweite Frau war Augustus einige Jahre vor dem Kriege eines Tages auf und davon gegangen, und verbittert und menschenscheu hatte er sich von der Aussenwelt zurückgezogen, um das Leben eines harmlosen Sonderlings zu führen. Seine Schwerhörigkeit datierte von jenem unseligen Schicksalsschlag und stand unter dem Einfluss seiner wechselnden Gemütsstimmung.